

STUDIEN UND FORSCHUNGEN AUS DEM
NIEDERÖSTERREICHISCHEN INSTITUT FÜR LANDESKUNDE

Herausgegeben von Elisabeth Loinig

Band 70

**Wien und Niederösterreich –
eine untrennbare Beziehung?**

**Festschrift für Willibald Rosner
zum 65. Geburtstag**

Herausgegeben von
Elisabeth Loinig, Stefan Eminger und Andreas Weigl

Verlag NÖ Institut für Landeskunde
St. Pölten 2017

Einband: Alois Groppenberger, Geometrischer Plan der Straßen in Nieder-Oesterreich 1:288 000,
Wien 1785 (NÖLB)
Grafik: Renate Stockreiter

Medieninhaber (Verleger) und Herausgeber:
NÖ Institut für Landeskunde
3109 St. Pölten, Kulturbezirk 4

Redaktion: Stefan Eminger, Elisabeth Loinig, Andreas Weigl
Bildredaktion: Werner Berthold, Stefan Eminger
Lektorat: Heidemarie Bachhofer

Hersteller:
Ferdinand Berger und Söhne Ges.m.b.H.,
3580 Horn, Wienerstraße 80

© NÖ Institut für Landeskunde
ISBN 978-3-903127-07-4

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdruckes, der Entnahme von Abbildungen, der Rundfunk- oder Fernseh- sendung, der Wiedergabe auf photomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwendung, vorbehalten.

Mit einem Fuß am Land, mit einem in der Stadt. Binnenmigration und soziale Mobilität in drei Lebensgeschichten des 20. Jahrhunderts

Von *Rita Garstenauer*

Einleitung

Die Binnenwanderung zwischen Land und Stadt ist eine verbreitete Form der Migration, die gerade im 20. Jahrhundert in der Regel im positiven Horizont der Chancenwahrnehmung stand. Den Weg nach Wien unternahmen viele Landbewohnerinnen und Landbewohner, um eine Ausbildung zu erhalten, um mehr Geld verdienen zu können, um eine Familie oder einen Haushalt zu gründen. Binnenmigration war und ist eng verknüpft mit biografischen Statuspassagen und sozialer Mobilität. Dabei war der Weg vom Land in die Stadt keine Einbahnstraße, sondern schuf ein Netzwerk von sozialen Beziehungen und Ressourcen, die in beide Richtungen wirksam werden konnten. In diesem Aufsatz soll in drei Fallstudien Migration zwischen Niederösterreich und Wien als Motor sozialer Mobilität untersucht werden.

Die Quellenbasis für diese Auswertung sind Werke der populären Autobiografik. Damit werden Texte bezeichnet, die von Menschen verfasst werden, deren beruflicher Hintergrund keine schriftstellerische Tätigkeit nahelegt, deren literarische Ambition ein engagiertes Amateurgenre nicht übersteigt und die nicht prominent sind, sodass ein öffentliches Interesse an ihrer Lebensgeschichte bestehen würde.¹ Kurz, es handelt sich um Lebensgeschichten einfacher Leute. Zwei der Geschichten, deren Autorin und Autor um 1900 zur Welt kamen, wurden in den 1980er und 1990er Jahren auf Initiative Dritter aus bildungsnahen Milieus in Büchern in kommerziellen Verlagen publiziert. Die dritte, etwa 30 Jahre jüngere Autorin brachte ihre Autobiografie 2005 mit Unterstützung ihres Sohnes im Selbstverlag heraus.

Autobiografien sind subjektive Quellen. Sie sind Erzählungen, die einen Teil der Erfahrungen einbeziehen und einen anderen ausschließen, die Ereignisse und Handlungen in eine zeitliche und ursächliche Anordnung bringen. Sie zeigen durch die Weise, in der die Autorin oder der Autor sich selbst zur Hauptfigur des Geschehens macht, welche Ansicht über menschliche Handlungsmöglichkeiten sie bzw. er

¹) Zum Genre der populären Autobiografik vgl. Bernd Jürgen WARNEKEN, *Populäre Autobiographik: empirische Studien zu einer Quellengattung der Alltagsgeschichtsforschung* (Tübingen 1985); zum Quellenwert der populären Autobiografik vgl. Rita GARSTENAUER, *Lebensgeschichten „einfacher Leute“*. Probleme und Potenziale eines Quellentyps. In: *Biografie und Gesellschaft*. Hrsg. Ernst BRUCKMÜLLER u. David WINEROITHER (Wien 2012) 202–220.

innehat.² Und schließlich, da jede Geschichte ihre Moral hat, erfahren wir auch, was für die jeweilige Person das erstrebenswerte Lebensziel ist. „Etwas zu erreichen“, ist eine Kurzformel für sozialen Aufstieg. Was das Objekt dieses Strebens ist, wird in jeder Geschichte anders dargelegt. Wie die Lebensgeschichte gestaltet ist, erschließt uns implizit und explizit, welche Statuspassagen in der eigenen Geschichte als relevant erachtet wurden und ob diese – nach Maßgabe der Autorin bzw. des Autors – geglückt sind. Daraus resultieren folgende Leitfragen, welche die nun folgenden Fallstudien gliedern:

- Welchen Zeithorizont umfasst die Erzählung – gemessen an der Lebenszeit und in Bezug auf die historische Zeit?
- Wie positioniert sich die Erzählerin bzw. der Erzähler als handelnde Person in Bezug auf ihr/sein soziales Umfeld? Welcher Personenkreis wird einbezogen?
- Was ist das Ziel, auf das die Erzählung und die Mehrzahl der Episoden ausgerichtet sind; das, was es im Leben zu erreichen gilt?
- In welchem Ausmaß findet räumliche und soziale Mobilität statt?
- Welche Ressourcenflüsse finden zwischen Niederösterreich und Wien statt?

Abschließend werden die Fallstudien im Hinblick auf die Beziehung zwischen räumlicher und sozialer Mobilität in den beiden Fällen diskutiert.

Hermann Brandel: Der „Ochsen-Egger“

Geboren 1902 in Kirchschatz in der Buckligen Welt, wuchs Hermann Brandel als Sohn eines Kleinbauernpaares am Rand der Ortschaft auf.³ Zwar sollte er als begabter Schüler ein Gymnasium besuchen, der Erste Weltkrieg vereitelte aber das Bestreben des Lehrers und der Eltern, ihm eine höhere Bildung zu ermöglichen. Im Alter von 14 bis 17 Jahren diente er als Hüterbub und Kleinknecht bei einem Bauern in der Ortschaft Aigen. 1918 übersiedelte er nach Wien, um bei einem tschechischen Schuhmacher, dessen Frau aus Kirchschatz stammte, das Handwerk zu lernen. Nach drei Lehrjahren und sechs Jahren als Geselle legte er die Meisterprüfung ab, anschließend erwarb er in einem Abendkurs einen Hauptschulabschluss. Im Jahr 1931 oder 1932 (der genaue Zeitpunkt geht aus dem Text nicht hervor) pachtete er einen gut gehenden Schuhmacherbetrieb in der Wiener Innenstadt von einer Witwe, den er nach zwei Jahren schließlich kaufte. Mit seiner Frau und einer Tochter lebte er zunächst im zweiten Bezirk nahe der Reichsbrücke, später in der Innenstadt nahe

²) Zum Verhältnis von biografischer Erzählung und Erlebensreferenz vgl. Harald WELZER, *Das kommunikative Gedächtnis: eine Theorie der Erinnerung* (München 2002) 208–222; Monika WOHLRAB-SAHR, *Die Realität des Subjekts. Überlegungen zu einer Theorie biographischer Identität*. In: *Subjekt-diskurse im gesellschaftlichen Wandel. Zur Theorie des Subjekts in der Spätmoderne*. Hrsg. Heinrich KEUPP u. Joachim HOHL (Bielefeld 2006) 75–79, hier 88–92.

³) Hermann BRANDEL, *Bucklige Welt – geliebte Heimat, wie bist du mir nah! Erinnerungen* (Kirchschatz 1984).

seiner Werkstatt. Im Jahr 1982 ging Schuhmachermeister Hermann Brandel achtzigjährig in Pension.

Brandel schrieb auf Anregung seines Deutschprofessors im Hauptschul-Abendkurs und inspiriert durch das Werk Peter Roseggers schon früh Mundartgedichte, aber auch Gedichte und Prosatexte in Schriftdeutsch. Gefördert wurde sein Schreiben durch das Interesse eines ehemaligen Kirchschlager Pfarrers, der späterhin in Wien tätig war und Brandels Kunde wurde. Rezeption und Publikation erfuhren seine Texte aber erst in seinen letzten Lebensjahren. Die Niederschrift der Lebensgeschichte nahm er erst in der Zeit seiner Pensionierung vor. Den Anlass gibt Brandel so an:

„Herr Prälat Lothar Kodeischka, um seinen Namen doch zu nennen, ermunterte mich auch, meine Memoiren, wie er es nannte, zu schreiben. Dieser hochwürdige Herr konnte meine eben nur handgeschriebenen Zeilen enträtseln und brachte mir dann einen, mit Maschine geschriebenen Durchschlag zurück. Da sahen die Dinger schon besser aus. Aber meine Memoiren schreiben? Du lieber Himmel! Mir ist doch nicht bald etwas so lästig wie das Schreiben. Ich habe ja immer nur geschrieben, was mir partout nicht aus dem Kopf wollte, und nur, um es los zu werden, zu Papier gebracht.“⁴⁾

Durch Vermittlung ehemaliger Kunden, denen er eines seiner Gedichte vortrug, wurde er 1983 zum Vortrag in den Literaturzirkel „Leo-Stube Suso Waldeck“ geladen. 1984 wurde die Lebensgeschichte zusammen mit einigen Gedichten und zwölf Erzählungen aus der Buckligen Welt im Kirchschlager Verlag Alois Mayrhofer als Buch herausgebracht. Die Lebensgeschichte nimmt darin 57 von 153 Seiten ein und gliedert sich in zwei Teile, „Kindheit bis 14 Jahre“ sowie „Lebenslauf ab 14 Jahren“. Den Rest des Bandes machen zwölf Geschichten über besondere Persönlichkeiten aus seiner Kindheit in der Buckligen Welt aus – mehr oder weniger fiktional ausgestaltet, aber in Roseggerscher Manier an realen Personen orientiert.

Als Autor positioniert sich Brandel wie auch andere Amateurautorinnen und -autoren von lebensgeschichtlichen Texten in einem definierten Bereich zwischen Anspruch und Bescheidenheit. Vergleiche mit Peter Rosegger, aber auch mit dem Schuster-Dichter Hans Sachs lehnt er ab; in einem Wortspiel titulierte er sich – bezogen auf seine Leistung, schon in sehr jungen Jahren mit dem Ochsenfuhrwerk gearbeitet zu haben – als „Ochsen-Egger“.

Die erzählte Lebensspanne reicht von seiner Geburt bis zum Alter von etwa 30 Jahren, als er sich als selbständiger Stadtschuster und Familienvater etablieren konnte; am Schluss der Erzählung schließt er an die Erzählgegenwart an und schildert, wie es zur Entstehung der Lebensgeschichte kam und wie sie und sein Werk von einem Zirkel akademisch gebildeter Amateurliteraten rezipiert wurde:

„Ich habe im Beruf Erfolg genug gehabt, ich bin vollends zufrieden. Ich muß kein Hans Sachs oder Peter Rosegger sein. Aber weil man mir schon so

⁴⁾ BRANDEL, Welt (wie Anm. 3) 60.

zugeredet hat, daß ich weiter schreiben soll, so habe ich mich halt doch entschlossen, meinen Lebenslauf auch ab der Kindheit fortzusetzen, was hiermit geschehen ist. Nun, die ganze Kriegs- und Nachkriegszeit, die ich mit Gottes Hilfe unter seinem besonderen Schutz gut überstehen durfte, möchte ich vorläufig übergehen. Vielleicht bietet sich einmal eine Gelegenheit darüber zu schreiben.“⁵

Die Auslassung eines erheblichen Anteils seiner Lebenszeit rechtfertigt er, indem er ein Weiterschreiben in Aussicht stellt. Lebenserzählungen von beruflich erfolgreichen Aufsteigern sind ganz ähnlich strukturiert. Die Geschichte, um die es geht, ist die, wie aus dem ärmlichen Buben vom Land ein erfolgreicher Handwerker oder Eisenbahner oder Ähnliches wurde. Ist diese Statustransformation erzählt, enden viele Lebensgeschichten von Männern vom Land, die sich in einer urbanen Arbeitswelt etablieren konnten.⁶

Die beiden Teile der Lebensgeschichte unterscheiden sich geringfügig voneinander. Die Kindheit bis zum Alter von 14 Jahren schildert Brandel als Idyll. Die Eltern besaßen ein Haus am Ortsrand, das für ihn und seinen Bruder ein Naturparadies darstellte. Zwar mussten die Brüder schon früh Arbeiten verrichten; er beschreibt die Arbeit aber konsequent als Spiel. Das Umfeld besteht in erster Linie aus seiner Kernfamilie (inklusive Hund); darüber hinaus wird der Lehrer als fördernde Person erwähnt. Mit dem Beginn der Zeit als Knecht finden wir ein anderes, neues Muster. Brandel erzählt, wie er trotz seiner Jugend anbietet, schon schwerere oder technisch anspruchsvolle Arbeiten zu verrichten, wobei er erfolgreich ist und dadurch dauerhaftes Ansehen gewinnt. Einmal treibt er gemeinsam mit der erwachsenen Tochter seiner Arbeitgeberfamilie im Winter Ochsen über 25 Kilometer, ein andermal macht er sich erbötig, das Pflügen mit den Ochsen zu erlernen, oder repariert den Pflug. Er erweckt von Anfang an die Bewunderung des Meisters und der Meisterrin, weil er komplexe Tätigkeiten ausführen kann; er beeindruckt die Prüfer für die Meisterprüfung nicht nur mit seinen eigenen Leistungen, sondern auch damit, wie gut er seine Kollegen bei der Vorbereitung unterstützt hat. Als zentrales Motiv tritt das Streben nach Anerkennung hervor. Seine Lebensgeschichte ist sensationell erfolgreich – immerhin schafft er es innerhalb von gut 15 Jahren vom ländlichen Unterschichtangehörigen zum wohlhabenden Innenstadthandwerker in Wien. Aber die schiere Zahl von Episoden darüber, wie er sich vor den Augen anderer beweist, belegt, dass das erstrebenswerte Ziel in seinem Leben Anerkennung ist. Dass er kurz vor seinem Lebensende auch mit seinem schriftstellerischen Tun noch einmal qualifizierte Anerkennung erhält, macht die Wahl des Abschlusses seiner Lebenserzählung plausibel. Ein letztes Mal überrascht er mit über 80 Jahren sein Umfeld mit seinem Können.

Was die räumliche und soziale Mobilität anlangt, so vollzieht er erstere relativ geradlinig. Seine Mutter bringt ihn mit dem Zug nach Wien, übernachtet noch ein-

⁵) BRANDEL, Welt (wie Anm. 3) 62–63.

⁶) GARSTENAUER, Lebensgeschichten (wie Anm. 1) 203.

mal im Betrieb und fährt dann mit der Eisenbahn zurück. Brandel beschreibt dies als grundlegende Transformation: „Damit, könnte man sagen, war ich von Kirchschlag abgenabelt.“⁷ Tatsächlich schreibt er nichts über materielle Ressourcen, die ihm aus der Heimat zugekommen wären. Zwar schickt ihn sein Meister gegen Ende der 1920er Jahre zurück nach Kirchschlag, als die Geschäfte so schlecht gehen, dass er seinen besten Lehrling wegschicken muss; aber er bleibt nicht lange dort, denn Arbeit für Schuster gibt es dort auch nicht viel. Seine Perspektive ist eine Arbeit in Wien. Sein Herkunftsort dient ihm allenfalls als symbolische Ressource. Die nostalgischen Reflexionen in seinem Schreiben schaffen ihm die Verbindung zu seinem späteren Förderer Prälat Kodeischka und versetzen ihn in die Lage, nach seiner Pensionierung mit seiner gutbürgerlichen Kundschaft aus der neuen Rolle als Heimatdichter heraus Kontakte aufrechtzuerhalten und weiterhin ein hohes Maß an Anerkennung zu gewinnen. Die soziale Mobilität ist formal im Bereich des Erwartbaren; dass ein Häuslersohn ein Handwerk erlernt, war durchaus üblich. Innerhalb dessen schafft er es aber, die exzellente Variante zu erreichen. Er wird Stadtschuster mit einer wohlhabenden, akademisch gebildeten Kundschaft. Auch diese Beziehung, die über sein Sozialmilieu hinausgeht, ist konventionell zwischen Handwerksmeister und Kundschaft. Durch sein Schreiben aber erreicht er die Anerkennung von hochgebildeten Menschen als quasi einer der ihren.

Maria Gremel: Heimweh und Heimatfindung in der Familie

Maria Gremel wurde im Jahr 1900 ebenfalls in Kirchschlag in der Buckligen Welt geboren.⁸ Es ist anzunehmen, dass sie ein paar Jahre mit dem zwei Jahre jüngeren Hermann Brandel die Schule besuchte. Dafür, dass sie einander gekannt oder Kontakt gepflegt hätten, gibt es keinen Hinweis. Ihre Eltern waren, anders als die Brandels, unbehaust, sie bewohnten mit ihren Kindern nur ein „Stübel“. Schon früh wurde sie als Magd bei Bauern verdingt. Aus einer Beziehung mit einem Bauernsohn ging ein uneheliches Kind hervor; nach etwa zwei Jahren als ledige Mutter heiratet sie den Kindsvater. Ein Jahr verbrachten die beiden mit Sohn und Tochter als verheiratetes Dienbotenpaar am Hof, 1927 nahmen sie eine Stelle an einem Gutshof in Groß-Enzersdorf an. In Groß-Enzersdorf blieb die Familie bis 1949 wohnen, wobei einzelne Kinder immer wieder zeitweise in Kirchschlag oder Neunkirchen bei Verwandten lebten und dort zur Schule gingen. Die beiden ältesten Kinder, ein Sohn und eine Tochter, absolvierten kaufmännische Lehren in Wien. Beide heirateten früh und zogen in ihre eigenen Wohnungen nach Wien. Die Wohnung der Tochter in Wien war für Maria Gremel ein Ausweichquartier, als die letzten Kampfhandlungen des Zweiten Weltkrieges Groß-Enzersdorf erreichten. Der Umzug der Familie nach Floridsdorf 1949 wird im Lauf der Erzählung erwähnt, ist

⁷) BRANDEL, Welt (wie Anm. 3) 42.

⁸) MARIA GREMEL, Mein Leben. Mit neun Jahren im Dienst, 1900–1930; vom Land zur Stadt, 1930–1950 = Damit es nicht verlorengeht ..., Jubiläumsbd. (Wien 2003).

im Zeithorizont der Geschichte aber nicht mehr enthalten. In Floridsdorf arbeitete das Ehepaar Gremel zunächst als Hausmeister eines Sägewerks. In seiner letzten Arbeitsperiode war Karl Gremel schließlich als Holzarbeiter in der Lobau beschäftigt. Alle Kinder erhielten eine Berufsausbildung; die Söhne Hermann und Ernst absolvierten außerdem das Gymnasium. Die beiden ältesten Söhne, Felix und Hermann, wurden überdies zur Wehrmacht eingezogen und gerieten in Kriegsgefangenschaft. Die Rückkehr der Söhne aus der Gefangenschaft bildet den zeitlichen Abschluss der Erzählperiode.

Maria Gremel hatte ihre Kindheits- und Jugenderinnerungen für ihre Kinder und Enkelkinder verfasst. Eines der Enkelkinder brachte das Manuskript in den 1980er Jahren an die Universität mit, wo es den Anstoß zur Gründung der Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen gab und als erster Band der Reihe „Damit es nicht verloren geht...“ publiziert wurde. 1988, nachdem ihre Lebensgeschichte schon als Buch erfolgreich war und auf Anfrage von außen, schrieb Maria Gremel die Geschichte ihrer nächsten Lebensphase von 1927 bis 1949 unter dem Titel „Vom Land in die Stadt“ nieder. Auch dieses Manuskript wurde in derselben Reihe als Buch publiziert. Die Erzählung ist lose nach Jahren gegliedert und enthält Schilderungen der Lebensstationen, Arbeitsstellen, Wohnorte, Schulbesuche, zwischendurch einzelne, für Maria Gremel bedeutsame Episoden und manchmal kurze Porträts von Dritten. Zusätzlich werden kurze Abrisse des zeithistorischen Geschehens referiert und in Beziehung zum eigenen Leben gesetzt. Schließlich verwendet Maria Gremel auch immer wieder Passagen dafür, allgemeine Reflexionen über Sinn und Ziel des Lebens anzustellen.

Maria Gremel arbeitete als Magd bei Bauern in Kirchsschlag. Dort lernte sie ihren zukünftigen Mann kennen, den Bauernsohn Karl. Aus der Beziehung ging zunächst der erste, uneheliche Sohn des Paares hervor. Der Vater des Kindes bekannte sich zu Kind und Frau, wartete aber mit der Hochzeit noch, bis die Währungsturbulenzen in der Folgezeit des Ersten Weltkrieges vorbei waren und er die Hochzeit bestreiten und den minimalen Hausrat für die Familiengründung anschaffen konnte. Die Verbindung zwischen den beiden wurde von seinen Eltern nicht goutiert. Sie hofften darauf, dass er seine Vaterschaft nicht wahrnehmen würde, und enterbten ihn, nachdem er den Eltern zum Trotz Maria Gremel heiratete. Der Hof wurde zu diesem Zeitpunkt von Bruder und Schwägerin Karl Gremels bewirtschaftet, die für die Kinder des Paares als Paten einstanden und immer ein gutes Verhältnis zu den Eheleuten unterhielten. Für eine Weile lebten Maria und Karl als verheiratete Diensthofboten am Hof, wo sie ein Zimmer bewohnten. Als das dritte Kind sich ankündigte, rückte die eigene Haushaltsgründung in den Planungshorizont. Den Ausschlag dafür, vom Hof wegzugehen, gab aber ein Streit um das Erbe der Eltern Karls, der zwischen den Geschwistern ausbrach. Da Karl enterbt worden war, war er keine Partei im Streit, aber das vergiftete Klima im Haus bewegte Maria und Karl Gremel dazu, in die Stadt zu ziehen. Die Stadt, das war zunächst nicht Wien, sondern Groß-Enzersdorf, wo ein Cousin am Versuchsgutshof der Hochschule für Bodenkultur arbeitete und



Abbildung 1: Karl Gremel als Molkereikutscher um 1930. Sein täglicher Weg von Groß-Enzersdorf nach Wien erleichterte die schrittweise Übersiedlung der Familie aus dem Umland nach Wien (Privatsammlung Ernst Gremel).

dem Paar dort eine Stelle vermittelte. Als verheiratetes Landarbeiterpaar konnten sie eine Dienstwohnung beziehen und die Kinder konnten einen Kindergarten besuchen. Für die Eigenversorgung erhielt die Familie außerdem einen Deputatsacker für die eigene Bewirtschaftung zugewiesen. Nach vier Jahren am Gutshof übernahm Karl Gremel eine neue Arbeit. Er wurde Kutscher der Molkerei, der jeden Tag um zwei Uhr früh Milch aus Groß-Enzersdorf nach Wien lieferte. Maria Gremel arbeitete in dieser Zeit fallweise ebenfalls in der Molkerei als Kannenwäscherin, aber nur, um die Kosten für den mit dem Stellenwechsel nötig gewordenen Wohnungswechsel zu bestreiten. Einen weiteren Wohnungswechsel in Groß-Enzersdorf nahm die Familie noch vor, bis sie 1949 nach Wien Floridsdorf zog. Abgesehen von einer mehrmonatigen Unterbrechung, während der Karl nach einem Krankheitsfall keinen Lohn erhielt, war er in der Molkerei bis 1938 beschäftigt. Während der Kriegsjahre arbeitete er in einer Fahrzeugfabrik in Stadlau. In der unmittelbaren Nachkriegszeit nahm er eine Stelle bei Bauern an. Maria Gremel arbeitete, wenn etwa Geld für den Schulbesuch des zweiten Sohnes aufgebracht werden musste, als Kannenwäscherin in der Molkerei oder übernahm Akkordarbeit am Gutshof. Sie trug auch durch Brennholz- und Beerensammeln in der Lobau zum Lebensunterhalt bei. In den 1940er Jahren übernahm sie zeitweilig Pflegekinder. Persönlich erlebte Maria Gremel auch belastende Situationen, über die sie in der Autobiografie schreibt – zwei

Fehlgeburten und den Tod des zweitjüngsten Sohnes. Der Schluss der Erzählung nimmt die Form einer Zerstreuung und Wiedervereinigung der Familie an: Zwei Söhne sind im Krieg, die Tochter lebt im eigenen Haushalt in Wien, der Vater bei seinen bäuerlichen Arbeitgebern, ein weiterer Sohn bei den Verwandten in Kirchschlag, und Maria Gremel verlässt mit ihrem jüngsten Sohn die Familienwohnung zeitweilig, um den Kampfhandlungen, die Groß-Enzersdorf 1945 erreicht hatten, auszuweichen. Schließlich kommen alle wieder zusammen, wobei – vermutlich aus dem Wortgebrauch im Kontext der Kriegsgefangenschaft entlehnt – im letzten Satz erstmals das Wort Heimat für den Lebensort Groß-Enzersdorf bzw. Wien genannt wird: „So waren wir alle in der Heimat beisammen und waren Gott dankbar, daß keiner fehlt.“⁹⁾

Maria Gremel bestimmt ihre Lebensaufgabe mit dem Beruf der Hausfrau und Mutter. Ihr Ziel ist es, Kinder großzuziehen und diesen die Chance auf ein gutes Leben zu geben. Dieses Amt füllt sie gemeinsam mit ihrem Ehemann aus, auf dessen Beitrag sie sich aber scheinbar nicht immer verlassen kann. Immer wieder beschreibt sie, dass der Gatte, wiewohl ein liebevoller Ehemann und Vater, in schwierigen Situationen in Schweigen verfiel und sie mit dem Bewältigen der Alltagsanforderungen allein ließ. Sogar die Möglichkeit einer Scheidung habe sie in einer solchen Phase im Jahr 1932 überlegt. Mit dieser Ziel- und Aufgabenstellung gibt es zwei verschiedene Planungshorizonte für Maria Gremel. Einer ist kurzfristig und betrifft die unmittelbare Versorgung mit dem Lebensnotwendigen, die Subsistenz. Drei Mal schreibt sie nahezu wortgleich darüber, dass sie die Umstellung von der bäuerlichen Küche in der Buckligen Welt, in der Schmalz, Mehl und Eier dominierten, zur Küche der Landarbeiterfamilie im Marchfeld, in der Gemüse den wichtigeren Teil ausmachte, nur schlecht bewältigte und dadurch die mitgebrachten Vorräte, die sie als Naturalentlohnung und Starthilfe mitbekamen, rascher aufzehrte als gut und notwendig gewesen wäre. Auch die Umstellung von der Deputatsentlohnung im Gutshof zur Geldentlohnung in der Molkerei beschreibt sie als neue Bedingung für die Hauswirtschaftsführung. Der zweite Planungshorizont der Maria Gremel ist mittelfristig und betrifft die Finanzierung der Bildungswege der Kinder. Lehrstellen und Schulbesuch erforderten extra Geldmittel, die durch zusätzliche Arbeit oder Sparen, wenn der Verdienst des Gatten dazu hinreichte, aufgebracht werden mussten.

Wie verhalten sich räumliche und soziale Mobilität in der Erzählung Maria Gremels? Welche Ressourcenflüsse finden über das Gebiet Niederösterreichs und Wiens hinweg statt?

Das Ehepaar Gremel übertrat durch seine Eheschließung eine soziale Grenze, die den Gatten sein Erbe, also das materielle Äquivalent seiner sozialen Besserstellung, kostete. Die Ressourcen, die sie am Heimatort mobilisieren konnten, waren daher in erster Linie sozialer Natur. Zu den Patenleuten der Kinder in Kirchschlag, zur Tante Maria Gremels in Piesting oder anderen Verwandten in Neunkirchen konnten sie ihre Kinder in den Sommerferien oder zum Schulbesuch, wenn die Bedingungen

⁹⁾ GREMEL, *Leben* (wie Anm. 8) 410.

dafür in Wien oder Groß-Enzersdorf schlecht waren, aufs Land schicken. Für Maria Gremel bedeutete die Auslagerung eines Teils der Kinderbetreuung die Möglichkeit, mehr Zeit für zusätzlichen Gelderwerb aufwenden zu können, oder eine Entlastung, wenn sie Neugeborene oder Kleinkinder zu betreuen hatte.

Über die Zwischenstation Groß-Enzersdorf findet die Familie Gremel langsam, Schritt für Schritt, ihren Weg nach Wien. Die erste Verbindung stellt die Arbeit Karl Gremels als Molkereikutscher dar. Für etwa acht Jahre wird er eine fixe Figur im nächtlichen Wien zwischen der Stadtgrenze im Osten bis in den ersten Bezirk. Dass man ihren Gatten kannte, half Maria etwa, als sie im Februar 1934 nach einem Besuch bei ihrem sterbenden Vater in Wien ankam und in eine Ausgangssperre geriet: Ein Taxifahrer, der ihren Mann gut kannte, brachte sie bis zur Stadtgrenze. Die Lehrstelle für die Tochter fand der Vater bei einem der Milchkunden. Selbst als die Molkerei 1938 geschlossen wurde, war es leicht für Karl Gremel, eine neue Stelle zu finden, weil der Geschäftsführer der Fabrik, wo er sich vorstellte, ihn als verantwortungsvollen Molkereikutscher kannte. Mit den Ausbildungen und Schulbesuchen der Kinder verlegen immer mehr Familienmitglieder ihren Lebensmittelpunkt über die Stadtgrenze hinweg nach Wien, bis schließlich auch die Eltern mit den jüngsten Söhnen in Floridsdorf ansässig werden.

Was die soziale Mobilität anbelangt, bedeutete für Karl die Ehe mit Maria einen Statusverlust. Mit dem Umzug in die urbanere, wenngleich nach wie vor landwirtschaftlich geprägte Umgebung verschaffte sich das Paar eine größere Flexibilität für das Bestreiten des Lebensunterhalts. In Groß-Enzersdorf konnten sie ländliche und städtische Subsistenzstrategien kombinieren. Wiewohl das Ehepaar Gremel nie erheblich aus dem Rahmen der Landarbeit als Erwerbsform herauskam, stand nie zur Debatte, dass die Kinder zumindest die Hauptschule besuchen, Lehrabschlüsse oder sogar die Matura absolvieren sollten. Mit einiger Bitterkeit berichtet Maria Gremel über den Dünkel der anderen Eltern, als ihr Sohn Hermann in Hollabrunn ins Gymnasium ging:

„Unter anderem wurde jeder Junge gefragt, wie sein Vater heißt und welchen Beruf er hat. Natürlich hörten alle die Antworten. Der meine mußte sagen, daß sein Vater Hilfsarbeiter ist. Als der Herr alles aufgeschrieben hatte und wieder ins Zimmer ging, sagte eine der zwei Frauen, die neben mir saßen, zur anderen: ‚Wozu brauchen Kinder von Hilfsarbeitern schon zum Studium drängen.‘ Der Sohn dieser Frau war nur bis Allerheiligen dort und wurde dann von der Schule ausgeschlossen – ob wegen Lernen oder Betragen weiß ich nicht.“¹⁰

Der hier zitierten Passage folgt eine einseitige Reflexion über die Erfahrung von sozialer Ungleichheit. Einen sozialen Aufstieg schafft die Familie Gremel über den Schritt einer Generation hinweg. Mit Stolz berichtet Maria Gremel davon, dass alle ihre Kinder solide Lebenssituationen erreichten, einer ihrer Söhne sogar als Regie-

¹⁰⁾ GREMEL, *Leben* (wie Anm. 8) 366.

rungsrat in den Ruhestand trat. Wie Hermann Brandel erfuhr Maria Gremel im hohen Alter Anerkennung als Autorin auch durch akademische Kreise. Zur Zeit der Niederschrift ihrer Erinnerungen an die Zeit zwischen Kirchschlag und Wien war sie als schreibende Zeitzeugin schon sehr bekannt. Diese Erfahrung muss als Kontext für einige thematische Reflexionen bei der Interpretation berücksichtigt werden.

Was die räumliche Mobilität und Ressourcenflüsse zwischen Land und Stadt betrifft, so war ein begrenzender Faktor, dass das Reisen Geld kostete, das knapp war, und die letzte Etappe zwischen dem Bahnhof in Grimmenstein und Kirchschlag mit Kleinkindern schwer zu überwinden war. Vor allem wurde die Verwandtschaft in Anspruch genommen, um die Kinder in den Ferien unterzubringen oder in Fälen, in denen der Schulbesuch in Groß-Enzersdorf oder Wien schwer zu organisieren war, sogar den Schulbesuch einzelner Kinder nach Niederösterreich zu verlegen.

Auf einer persönlichen, emotionalen Ebene thematisiert Maria Gremel in ihrem Text ihr Heimweh und ihre Strategie, damit umzugehen. In der ersten Zeit in Groß-Enzersdorf, so berichtet sie, habe sie unerwartet heftig an Heimweh gelitten; erst die Geburt des dritten Kindes habe dieses Leiden beendet. Sie reflektiert, wie für sie die Naturerfahrungen ihrer Kindheit zu einer psychischen Ressource wurden:

„Als wir wegzogen, kam mir kein Gedanke, was ich alles aufgeben müßte. Nur daß wir die Streitigkeiten in der Familie los waren und uns ein eigenes Heim schaffen würden, daran dachte ich. Daß wir oder nur ich ebenso die Sehnsucht mitnehmen werden, fiel mir nicht im Traume ein. Erst dann wurde mir der Wald bildhaft: im klingenden Anzug des Frühlings, in der Sommerpracht, in der herbstlichen Farbenwehmut, im weißen Kleide des Rauhrefes oder in der schönen und zugleich stürmischen Seligkeit des Winters [...]. In meiner Seele konnte ich öfter auf den geliebten Waldwegen wandern als früher in Wirklichkeit. Bis zu meinem Tode werde ich das alles lieben. Man kann sich das Heimweh nicht aus der Brust reißen, man muß damit leben lernen.“¹¹

Lotte Hörtlehner-Sohm: Ich über Mich und Anderes

Die Lebensgeschichte der 1931 geborenen Lotte Hörtlehner-Sohm (geborene Lukas) unterscheidet sich von denen Maria Gremels und Hermann Brandels erheblich.¹² Als Tochter einer Lebensmittelhändlerin und eines Waldviertler Bauernsohns wuchs sie in Wien Hietzing auf, schloss die Handelsakademie mit Matura ab und verbrachte ihr aktives Berufsleben nach einigen Jahren im Geschäft der Mutter bis zur Pensionierung 1993 als selbständige Papiereinzelhändlerin. Ihre Ehe mit dem Kameramann Willi Sohm eröffnete ihr einen Freundeskreis von Intellektuellen rund um

¹¹) GREMEL, *Leben* (wie Anm. 8) 329 f.

¹²) LOTTE HÖRTLEHNER-SOHN, *Erinnerungen. Ich Über Mich Und Anderes* (Wien 2005).

das Ehepaar Hans und Margot Winge; eine zweite Ehe mit dem Wirtschaftsjuristen Alexander Hörtlehner, die sie als Witwe einging, vertiefte ihre soziale Verankerung im bürgerlichen Hietzing. Dennoch finden sich verwandte Aspekte in den Lebensgeschichten, denn Lotte Hörtlehner-Sohm schreibt nicht nur ihre eigene Geschichte, sondern gibt Einblick in eine Binnenmigrationsgeschichte zwischen dem nördlichen Waldviertel und Wien, die mit der Wanderung der Großeltern nach Wien begann. Sie ist sozusagen Migrantin der dritten Generation. Hätten ihre Großeltern ihre Lebensgeschichten aufgezeichnet, sie hätten vielleicht jenen von Gremel und Brandel geähnelt. Über ihre Großeltern mütterlicherseits schreibt sie:

„Die Eltern meiner Mutter stammten ebenfalls aus dem nördlichen Waldviertel aus kleinen Höfen, die zwei Familien nicht ernährt hätten. Sie sind daher nach ihrer Heirat ‚in die Stadt‘ nach Wien gegangen, wegen der erhofften besseren Lebensbedingungen. Großvater war gelernter Schuhmacher, hat aber in Wien eine Anstellung bei der Eisenbahn bekommen und konnte so die nach und nach auf neun Personen angewachsene Familie recht und schlecht durchbringen. Er soll ein sehr gütiger, fleißiger und aufrechter Mann gewesen sein.

Seine Frau, meine Großmutter, hatte das ‚Sagen‘ in der Familie und hat darauf geachtet, dass jedes der Kinder einen ordentlichen Beruf erlernt hat. Es ist auch jedes der sieben Kinder wohlhabend geworden. An diese Großeltern habe ich leider gar keine persönliche Erinnerung, da beide schon gestorben sind, als ich noch ein Kleinkind war. Nachdem sie ihr Häuschen in Griesbach ihrer Tochter, meiner Mutter, nach deren Heirat überlassen haben, sind sie nach Eibenstein an der Thaya gezogen, wo sie unter Mithilfe ihrer erwachsenen Kinder für sich selbst ein kleines Haus gebaut haben.“¹³

Im höheren Alter verlegten die Großeltern ihren Lebensmittelpunkt wieder von Wien ins Waldviertel, wobei die jüngeren Kinder, darunter die Mutter unserer Autorin, nach einem Aufwachsen in der Stadt, mit aufs Land zogen.

Die Lebensgeschichte von Lotte Hörtlehner-Sohm umfasst 132 Buchseiten und einen 27seitigen Bildteil, in dem die gesamte Familie von den Großeltern bis zu den Enkelkindern sowie die bewohnten, erworbenen und bewirtschafteten Häuser, der Bauernhof und die Geschäfte dargestellt sind. Der Text ist chronologisch gegliedert und umfasst neben biografischen Episoden eingerückte Textabschnitte, in denen zeithistorische Ereignisse referiert werden, die parallel zum geschilderten Leben der Eltern oder der Autobiografin stattfanden. Die Kapiteleinteilung entspricht markanten biografischen Perioden: Kindheit und Jugend, die Jahre der ersten Ehe, die Zeit der Erkrankung des ersten Ehemannes, die Periode als alleinstehende Witwe, die zweite Ehe sowie die Phase zwischen Antritt des Ruhestands und der Schreibgegenwart. Immer wieder werden Personen biografisch skizziert, die den Lebensweg von Lotte Hörtlehner-Sohm gekreuzt haben. Sie erzählt über ihr emotionales Erleben

¹³) HÖRTLEHNER-SOHN, Erinnerungen (wie Anm. 12) 11 f.



Abbildung 2: Die Familie Litschauer in Wien 1916. In der Bildmitte als vierte von links Marie Litschauer, Lotte Hörtlehner-Sohms Mutter (aus: Lotte Hörtlehner-Sohm, *Erinnerungen. Ich Über Mich Und Anderes* [Wien 2005]).

und reflektiert immer wieder ethische Sachverhalte. Als roter Faden zwischen den relevanten biografischen Episoden dienen Jahreszahlen, zu denen lebensgeschichtliche Ereignisse referiert und zum Teil rekonstruiert werden.

Auffällig ist die Bedeutung, die Häuser in der Geschichte der gesamten Generationenreihe spielen. Es sind die Mutter sowie Onkel und Tanten, deren unternehmerische Umtriebigkeit, vor allem aber deren Kooperation die Basis dafür schufen, dass Lotte, die Enkeltochter weichender Bauernkinder aus dem Waldviertel, ihr Leben als Besitzerin einer Villa in Hietzing beschließen konnte. Von einem Onkel erfahren wir, er habe ein Kaffeehaus betrieben, ein anderer Onkel betrieb ein Fuhrunternehmen, in dem auch Lottes Vater zuweilen arbeitete, um eine Fuhrwerkskonzession zu erwerben, mit der er sich später selbständig machte. Die Geschwister liehen einander das Kapital für Geschäftsgründungen und Immobilienankäufe, kauften von- und verkauften einander Häuser oder Geschäfte und investierten gelegentlich auch gemeinsam.

Die Verbindung von Lottes Eltern war sozial ungewöhnlich: Ein Großbauernsohn heiratete die Tochter aus der aus Wien zurückgekehrten Eisenbahnerfamilie. Zunächst lebte die kleine Familie im Waldviertel davon, dass der Vater für die Tex-

tilfabrik in Groß-Siegharts das Garn an die Heimarbeiterinnen und -arbeiter auslieferte. Die Mutter unternahm ihren ersten Versuch als Gemischtwarenhändlerin, was im Dorf mangels Kundschaft aber scheiterte. Bald rief der Großvater väterlicherseits seinen Sohn und die Schwiegertochter an den Hof, was aber nach einem Jahr scheiterte. Die Schwiegertochter war unglücklich, und Vater und Sohn stritten. Die Familie zog daher 1934 nach Wien, wo die Mutter mit finanzieller Unterstützung ihrer Geschwister ein Lebensmittelgeschäft in Hietzing eröffnete, das sich prompt als Erfolg erwies. Nur war diesmal Lottes Vater unglücklich, und der Großvater verlangte nach einem Jahr erneut, dass sein Sohn mit Familie ins Waldviertel zurückkommen sollte, da er alleine nicht in der Lage wäre, den Hof zu bewirtschaften. Aber auch diesmal dauerte der Versuch des gemeinsamen Wirtschaftens kaum ein Jahr, und Lottes Eltern zogen wieder nach Wien. Wie beim letzten Mal suchten sie nach der Möglichkeit, ein Lebensmittelgeschäft in Hietzing zu übernehmen, und auch diesmal glückte das Projekt sofort. Im Jahr 1936 bot ein jüdischer Jurist und Kunde im Lebensmittelgeschäft der Mutter sein Haus zum Kauf an, da er sich aufgrund der schon damals herrschenden antisemitischen Stimmung zur Emigration entschlossen habe. Sie kaufte es gemeinsam mit ihrem Bruder. Anlässlich dieses Kaufs erfahren wir, dass unter den Geschwistern der Mutter trotz geschäftlicher Kooperation nicht immer Einvernehmen herrschte:

„Natürlich konnte Mama den – ohnehin günstigen – Kaufpreis nicht alleine aufbringen und musste, sehr widerwillig, ihren Bruder Franz Litschauer am Kauf beteiligen. Ihr Leben lang standen diese beiden Geschwister in einem Konkurrenzkampf. Irgendwann einmal gab es einen schlimmen Streit wegen der Hausanteile und Mama hat ihm seinen Teil abgekauft. Aber seither herrschte Eiseskälte zwischen den beiden Familien, die immer noch, auch zwischen der nächsten Generation, nämlich zwischen mir und meiner Cousine, irgendwie besteht.“¹⁴

Den Bauernhof im Waldviertel führte der Großvater indessen mit seiner heranwachsenden Tochter und Dienstboten. Lottes Vater war aber nach wie vor der vorgesehene Hofnachfolger. Durch diesen Kontakt konnten die Eltern im Lebensmittelladen besondere Spezialitäten anbieten. In den 1940er Jahren ermöglichte ihnen die Futtergrundlage, über die sie durch den Hof im Waldviertel verfügten, in Wien amtlich registriert Schweine, Hühner und Kaninchen zu halten. Mit den Produkten der hauseigenen Tierhaltung konnten sie sich und das Geschäft versorgen.

Der Hof im Waldviertel war für Lotte auch ein Ort für Ferien- und Erholungsaufenthalte. Sie hatte eine sehr gute Beziehung zu Großvater und Tante und nahm den Hof durchaus als den ihren wahr. Im Jahr 1944, als sie im Mädchengymnasium unglücklich war, setzte sie durch, dass sie ein Schuljahr im Sinn einer Evakuierung in Waidhofen an der Thaya absolvieren durfte. Sie wohnte während dieser Zeit am Bauernhof. Im Jänner 1945 kamen Mutter und Bruder auch ins Waldviertel, wo sie

¹⁴) HÖRITLEHNER-SOHN, Erinnerungen (wie Anm. 12) 21 f.



Abbildung 3: Die Familie Litschauer in Griesbach 1926. In der Bildmitte stehend als vierte von links Marie Litschauer, die Mutter der Autorin (aus: Lotte Hörtlehner-Sohm, *Erinnerungen. Ich Über Mich Und Anderes* [Wien 2005]).

bis zum Sommer blieben. Das Geschäft in Wien wurde zeitweilig geschlossen, dann für kurze Zeit an vertriebene Sudetendeutsche verpachtet. Als es wieder in Eigenwirtschaft übernommen wurde, konnte genug erwirtschaftet werden, dass sich der Vater 1949 einen Herzenswunsch erfüllen konnte:

„Nachdem die finanzielle Situation meiner Eltern sich so gut entwickelte, konnte Papa daran denken, seinen Traum vom Vierkanthof zu realisieren. Zur Zeit waren nur drei Seiten verbaut, die eine Hoffläche von ca. 700 m² umschlossen haben. Die beiden Seitentrakte sollten nun durch einen großen Maschinenschuppen verbunden werden und dadurch ein großer geschlossener Innenhof entstehen. Mama war sehr gegen diese Aktion. Ihr rationelles Denken sagte ihr, dass das schwer verdiente und ersparte Geld damit ganz falsch angelegt sei. Sie war immer schon eifersüchtig auf Papas Affinität zu seiner Heimat und hat seinen Vorsatz, in späteren Jahren den Hof selbst zu bewirtschaften, nie ernst genommen. Er aber muss schon als Halbwüchsiger von seinem ‚Musterbetrieb‘ geträumt haben, hat er doch aus eigenem Antrieb und eigentlich gegen den Willen seines Vaters die Mühe auf sich genommen, als einziger Bauernsohn weit und breit, vier Winter hindurch die erst seit kurzem existierende, landwirtschaftliche Fortbildungsschule in Waidhofen zu besuchen.“¹⁵

¹⁵) HÖRITLEHNER-SOHN, *Erinnerungen* (wie Anm. 12) 59.

Zum Bauernhof gehörten auch ein Steinbruch und eine Sandgrube, aus denen Baumaterialien bezogen werden konnten. Die Arbeiter wurden in der Umgebung engagiert. Über fünf Monate hindurch leitete der Vater jedes Wochenende die Bauarbeiten in Goschenreith.

Wir erfahren über den Bauernhof im Lauf der Erzählung nicht mehr viel, außer dass der Vater seinen Lebensabend dort verbracht haben dürfte. In wessen Besitz sich der Hof zum Schreibzeitpunkt befand, ist nicht klar, ebenso wenig, ob Lotte Hörtlehner-Sohm nach wie vor Zeit dort verbrachte.

Häuser zu kaufen gehörte in der Familie offenbar zum üblichen Vorsorgehandeln. Als er von Lottes erster Schwangerschaft erfuhr, kündigte der Vater etwa sofort an, ein Haus mit Garten erwerben zu wollen, damit das Kind nicht ohne Naturerfahrung aufwachsen müsse – was dann auch geschah. Der junge Ehemann hatte bei seinem Bestreben, ein Haus zu kaufen, weniger Glück: Er geriet an einen betrügerischen Bauträger und musste länger prozessieren, um das angezahlte Geld wieder zurückzubekommen. Der Vater hingegen konnte Baumaterial und Arbeitskräfte mit seinem LKW aus dem Waldviertel herbeibringen und so relativ günstig Häuser instandsetzen. Da viele Häuser in den 1950er Jahren noch beschädigt und desolat waren, war der Kaufpreis relativ günstig. Die Kombination aus geringem Preis und vorhandenen bzw. günstigen Ressourcen für die Renovierung dürfte dazu beigetragen haben, dass Lottes Eltern, Onkel und Tanten mehrfache Hausbesitzer werden konnten.

Auch den Ehemann, welcher zu der Zeit schon schwer erkrankt war, bewegte Lotte Sohm zum Eigentumserwerb, nachdem ein von ihm und seiner Schwester ererbtes Haus in Salzburg verkauft werden konnte. Sie beschreibt die unterschiedlichen Prioritäten der Eheleute so:

„Willy war damals schon gelähmt und wollte, dass ich mir lieber Schmuck und Pelze kaufen sollte, aber ich habe darauf bestanden, dass er Eigentümer wird und er hat dann auch mit viel Ambition den Umbauplan gezeichnet.“¹⁶

Ende der 1980er Jahre, nach dem Tod des Vaters, erbte Lotte Hörtlehner-Sohm eine Villa, die ihre Eltern in den 1960er Jahren gekauft und renoviert hatten. Gemeinsam mit ihrem Sohn, aber in getrennten Einheiten, bewohnte sie von da an die Villa. Die Bedeutung von Immobilienbesitz in der Familie führt sie auf frühe Erfahrungen von Armut und sozialer Abwertung zurück. Sie schreibt über ihre Mutter anlässlich deren Ableben:

„Sie war eine bemerkenswerte Frau, meine Mutter! Mit starkem Willen und EINEM Ziel: Nie wieder arm sein wie in ihrer Kindheit und Jugend, nie wieder sich unterordnen und demütigen lassen von einem Hausherrn, dessen Intelligenz der ihren weit unterlegen ist.“¹⁷

¹⁶) HÖRTLEHNER-SOHN, Erinnerungen (wie Anm. 12) 93.

¹⁷) HÖRTLEHNER-SOHN, Erinnerungen (wie Anm. 12) 104.

Sich selbst stellt die Autobiografin als aktiv Handelnde mit ihren eigenen Prioritäten dar, allerdings immer in Beziehung zu anderen – den Eltern und dem Bruder, Onkeln, Tanten, den Ehemännern und Kindern, Freundinnen und Freunden, aber auch Nachbarn im Geschäft und Kundschaften der Mutter aus der Kinderzeit in Hietzing. Im Schlusskapitel reflektiert die energische Autorin über das Altwerden. Sie kommt dabei auf das Waldviertel zurück und auf ihre Erinnerung an Großvater und Vater als alte Männer, deren Gewohnheiten sie in Hietzing imitiert:

„Seit letztem Sommer habe ich ein immer stärker werdendes Bedürfnis nach Stille. STILLE. Nicht nur Ruhe! Ich, die nicht verstehen konnte, dass mein Großvater im Alter stundenlang, ohne irgend einer Beschäftigung, im Obstgarten auf einer Bank sitzen konnte, und später mein Vater auf der Wiese hinterm Schuppen in Goschenreith auf einem alten Korbstuhl, neben sich ein wackeliges Tischchen mit Radio, das nie eingeschaltet war. Er saß einfach da und blickte in die Ferne.

Heute verstehe ich dieses Verhalten. – Ich genieße die frühen Vormittagsstunden auf meinem Balkon, am Tisch steht das Frühstückstablett und das kleine Radio, aber oft wird der Kaffee kalt und das Radio ausgeschaltet, um wie in ein warmes Bad, einzutauchen in die Stille.“¹⁸

Diese Momente der Stille, so schreibt sie, füllt sie mit Erinnerungen aus der Kindheit am Bauernhof in Goschenreith, das sie, obwohl sie den Großteil ihres Lebens in Wien verbracht hat, als ihre Heimat bezeichnet.

Die soziale Distanz, die in der Familiengeschichte von Lotte Hörtlehner-Sohm über drei Generationen hinweg überwunden wurde, ist sehr groß, wobei wir nicht wissen, mit welchem Kapital der Kern des Wohlstands der Familie geschaffen wurde. Zwischen der Schilderung der Armut in der neunköpfigen Eisenbahnerfamilie der Mutter bis zum Zeitpunkt der ersten Übersiedlung der Eltern nach Wien erwirbt zumindest einer der Onkel ein Kaffeehaus, und die Geschwister hatten genug Geld zur Verfügung, dass sie gemeinsam den Ankauf des ersten Geschäfts ihrer jüngsten Schwester finanzieren konnten. Interessant ist, dass Lotte Hörtlehner-Sohm selbst kaum über Befangenheit aufgrund ihrer inferioren sozialen Position berichtet. Es ist durchaus denkbar, dass die Nachbarschaft in Hietzing ihr eine Sozialisierung beschert hatte, die für eine unbefangene soziale Aufwärtsmobilität hilfreich war. Im Hietzing der 1930er Jahre freundete sie sich mit dem benachbarten Notar an, bediente adelige Damen und wurde von kinderlosen Industriellengattinnen bemutet. Nur in der Zeit im Mädchengymnasium erfährt sie Abwertung durch ihre Mitschülerinnen, weil sie nur eine Greißlerstochter wäre; durch den Wechsel, zuerst nach Waidhofen an der Thaya und später in die Handelsakademie, konnte sie sich dieser Situation aber entziehen.

Die Verbindung mit dem Waldviertel bestand dadurch, dass Lottes Vater seinen Anspruch auf den elterlichen Bauernhof aufrechterhielt. Durch sein Fuhrwerksge-

¹⁸) HÖRTLEHNER-SOHN, Erinnerungen (wie Anm. 12) 129.

werbe besaß er einen LKW, mit dem er die erhebliche Distanz überwinden konnte und der ihm erlaubte, Ressourcen aus dem weit entfernten Goschenreith auch von Wien aus zu mobilisieren. Als Kind und Jugendliche hielt sich Lotte Hörtlehner-Sohm noch regelmäßig am Hof des Großvaters auf. Auch wenn sie in der zweiten Lebenshälfte kaum mehr im Waldviertel gewesen sein dürfte, knüpft sie ihre Identität sehr stark an Dorf und Bauernhof – das Paradies ihrer Erinnerung, das ihr nach einem sehr umtriebigen Leben Ruhe verschaffte.

Migrationsgenerationen und soziale Mobilität

Die drei vorgestellten Fallgeschichten repräsentieren unterschiedliche Generationen. Vom Lebensalter her entsprechen Maria Gremel und Hermann Brandel den Eltern von Lotte Hörtlehner-Sohm, von ihrer Position im Migrationsprozess her eher den Großeltern, denn sie waren die ersten in der Familie, die den Sprung in die Stadt wagten. Wenn sie aufgrund ihrer Position als Land-Stadt-Migrantinnen und -migranten ähnliche Handlungsbedingungen hatten, so waren diese aufgrund der historischen Periode und deren sozioökonomischer Bedingungen doch verschieden.

Maria und Karl Gremel kamen wie die Großelterngeneration von Lotte Hörtlehner-Sohm aus bäuerlichen Verhältnissen. Allerdings war Karl Gremel sein Leben lang Hilfsarbeiter, und das meist im primären Sektor. Lottes Vater war Eisenbahner und damit im Staatsdienst – eine Karriere, die moderaten sozialen Aufstieg wie kaum eine andere garantierte. Hermann Brandel hingegen, mit seinem geradlinigen Weg vom ländlichen Unterschichtsohn zum innerstädtischen Nobelschuster entspricht der Mutter und den Onkeln von Lotte Hörtlehner-Sohm, deren Geburtsjahrgänge nahe dem seinem zu vermuten sind. Interessant ist, dass diese Generation ihre wirtschaftliche Selbständigkeit in der krisengeschüttelten Zwischenkriegszeit festigen konnte.

Die Bedeutung von schulischer Bildung und beruflicher Ausbildung für soziale Mobilität tritt in allen Geschichten hervor. Interessant dabei ist, dass in zwei der drei hier präsentierten Geschichten ein zeitweiliger Aufenthalt am ländlichen Herkunftsort auch als eine Strategie für die Aufrechterhaltung oder Verbesserung der Schulkarriere genutzt wird. Standesdünkel von anderen Eltern oder Mitschülerinnen und Mitschülern sowie die Reflexion der Ungerechtigkeit sozialer Abwertung trotz hoher Intelligenz und Tüchtigkeit finden sich ebenfalls in allen Geschichten.

Betrachten wir die Mobilisierung von Ressourcen aus dem Herkunftsort für das Fortkommen in Wien, so können wir symbolische, soziale und materielle Ressourcen unterscheiden. In allen drei Fällen wird die Erinnerung an ein glückliches Naturerleben als Kind als eine zentrale Ressource für das emotionale und psychische Wohlbefinden dargestellt, auch wenn – oder gerade weil – diese erinnerten Erfahrungen nur mehr als Vorstellungen zugänglich sind. Für Hermann Brandel war der nostalgische Rückbezug auf Kirchschatz auch ein Weg, die Beziehungen zu seiner Kundschaft zu pflegen, gewiss durch das zufällige Zusammentreffen mit dem ehemaligen Pfarrer aus seiner Herkunftsregion befördert.

Soziale Ressourcen werden zu unterschiedlichen Zwecken mobilisiert; besonders, um Kinderbetreuung zu organisieren, aber auch, um vertrauenswürdige und günstige Arbeitskräfte oder Pfuscher zu finden, oder um auszuweichen, als die Lebenssituation zu Kriegsende 1945 in Wien unwägbare wurde. Eine Reise zu den Verwandten war allemal besser als eine offizielle Evakuierung. Ein Einflussfaktor war hierbei die Distanz, die überwunden werden musste: Je leichter dies zu bewältigen war, desto leichter war auch das Ausnützen der Sozialbeziehungen an den Herkunftsort. Ein Auto zu haben half dabei, zumal Güter, die am Herkunftsort bezogen werden konnten, ebenfalls transportiert werden mussten. Allerdings zeigt sich in den drei Geschichten, dass der Anspruch auf die materiellen Ressourcen einer starken Verbindung bedurfte: Konnte Maria Gremel etwa mit Lebensmittelgeschenken oder Naturalentlohnung im Austausch gegen Mitarbeit am Hof von Schwager und Schwägerin rechnen, so konnte Lotte Hörtlehner-Sohms Vater als vorgesehener Hoferbe über Sandgrube und Steinbruch verfügen und günstig Baumaterial für die verschiedenen Hausinstandsetzungsprojekte in Wien bereitstellen oder aber Futter für die Kleintierhaltung während der Kriegszeit nach Wien bringen. Im Gegenzug brachte er einen Teil des in Wien verdienten Geldes zurück und investierte es in den Hof.

Interessant ist zudem, dass in allen Fällen inhomogene Sozialbeziehungen eingegangen wurden. Am wenigsten wohl noch bei Hermann Brandel, der mit seinen großbürgerlichen Kundschaften in einer sehr konventionellen Geschäftsbeziehung stand und erst im hohen Alter als Quasi-Rosegger von ambitionierten Amateurschriftstellern als einer der ihren, wenn auch als Exot, anerkannt wurde. Maria Gremel und ihr Gatte heirateten über soziale Grenzen hinweg. Diese Grenzverletzung zog Sanktionen nach sich, die den Weggang beschleunigten. Maria Litschauer und Franz Lukas, die Eltern von Lotte Hörtlehner-Sohm, waren gleichfalls sozial unterschiedlicher Herkunft. Als der Konflikt zwischen dem bäuerlichen Großvater und dem Vater ein gemeinsames Leben und Wirtschaften unmöglich machte, ermöglichte die umtriebige Wienerin Maria ihrem Mann die Verbindung zwischen Wien und dem Waldviertel. Zwar ist es vermutlich übertrieben, von einer Erwerbskombination zwischen Landwirtschaft, Fuhrbetrieb und Lebensmittelhandel zu sprechen, aber das Elternpaar nutzte zumindest bestmöglich die Synergie, und Franz musste seinen Anspruch auf den Hof und – zumindest in der Theorie – auch auf die Wirtschaftsführung nicht aufgeben. Die Tochter wiederum hatte keine Scheu, sich auf einen Künstler und Intellektuellen als Ehemann einzulassen und in dessen Freundeskreis zu verkehren. Sie mag es von klein auf gewohnt gewesen sein, mit sozialen Differenzen umzugehen.

Der Vergleich von drei Einzelfällen erlaubt gewiss noch keine Verallgemeinerung. Zudem gilt es zu bedenken, dass wir in Autobiografien in der Regel Erfolge präsentiert bekommen und nur sehr selten Darstellungen des Scheiterns. Wir können aber beginnen, die Variationsbreite zu ermessen, in der Lebensentwürfe über die Grenze von Land und Stadt hinweg umgesetzt wurden.